Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 41

Artikel: Grundwasser

Autor: Zahn, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642360

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41 · 1912 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · · | 12. Oktober

Nebeltreiben.

Von Ernst Zahn.

Nun sinke, Grün und Blumenstand!
Das graue Sterben schreitet ins Land.
Hoch um des Berges zerriß'nen Stein
Schlich ein Nebelgespinst landein,
Und aus dem Tale hebt sich's leis
Wie von Gewanden, schleppend und weiß,
Es wächst empor und reckt sich hoch,
Kein Firn so fern, es erlangt ihn doch,
Reicht an des Himmels lichtes Blau,
Gleich Wolken fliegen die Schleier grau.
Wo eben Sonne noch gelacht,
Wird still und jäh eine fahle Nacht.
Talein und -aus, gespenstisch Nahn:
Das graue Sterben schreitet heran.

Den Boden streift sein falb Gewand,
Halm gilbt an Halm, wie versengt von Brand.
Und wo am Hang der Tannenwald ragt,
Kommt's grau geflattert, kommt's grau gejagt,
Wie Haar, gebleicht von der Jahre Last,
Als wär' der dunkelgrüne Wald
Mit einem Schlage geworden alt.
Und wo das Dorf im Grunde steht,
Ein Hüttlein ums andere untergeht,
Als wie verschlungen von Sturm und Flut.
Dort schürt eine Alte im Herd die Glut
Und friert und murrt in sich hinein:
Das graue Sterben, der Herbst zieht ein!

Grundwasser.

Von Ernst Zahn.

1.

Der Florian Bennet stand am Jochsee oben und spielte, wie Kinder tun und Leute, die die Zeit verschleudern. Er war allein. Nur das Heer dunkler Tannen umgab ihn und schattete rings das stille Wasser: schweigsame, steife, schwarze Gesellen, die mit mächtigen Aesten nach dem gewitterwolkigen Himmel langten.

Der Flori vergnügte sich damit, Holzstücke ins Wasser zu schleudern und zu beobachten, wie sie auf der glatten, schwarzblauen Fläche unendlich langsam, aber von unsichtbarer Gewalt gezogen nach der Mitte trieben, dort erst bedächtig, dann schnell und immer schneller sich im Kreise zu drehen begannen, bis die Flut sich urplötzlich wirbelnd auftat und der Splitter wie in einem Trichter verschwand, um nicht mehr zum Vorschein zu kommen.

Der See hatte ein Geheimnis. Sein Becken blieb jahraus jahrein gefüllt bis an die grünen Moosufer, aber es kannte zu Färnigen keiner seinen Zufluß, und niemand wußte, wohin sich sein Wasser verlor; und doch gingen in seiner Tiefe, von welcher die Färniger behaupteten, daß sie unermeßlich sei, mächtige Strömungen, die von einer Stelle der Oberfläche alles auf den Grund hinabzureißen vermochten, was dort schwamm. In dem düsteren Gewässer war kein Leben, selbst die Forellen fehlten, die sonst die Bergseen der Umgegend bevölkerten; kaum daß an einer seichten Stelle zuweilen ein schwarzer, häßlicher Molch sich in den Sand bohrte.

Floris Hände waren eben wieder leer geworden. Er dehnte sich und gähnte, des Spieles überdrüssig. Der Zweiundzwanzigjährige langweilte sich am hellen Werktage. Er hob die Arme, an denen die Hemdärmel bis an die Achsel zurückgestreift waren, und reckte sie gegen den Himmel, daß die harten Muskeln schwollen, als müßten sie springen. Der Bursche war barfuß und barhaupt. Eine zertragene, lumpige Hose und ein unsauberes Hemd machten seine ganze Gewandung aus. Eine Schnur hielt die erstere um die Lenden fest, aus dem letzteren trat der gelblich-weiße Hals und die breite nackte Brust. Er hatte einen Leib, wie ein großer Bildner

den eines Ringers meißeln würde; eine Unfülle von Kraft schwellte die Glieder, welche die Sonne nicht braun gebrannt hatte wie die der übrigen Bauern, weil Flori nicht merkte, wenn sie am Himmel flammte. Flori war ein Müßiggänger oder doch auf dem besten Wege, es zu werden. Selbst in seinen Zügen lag schon etwas von Schlaffheit und Schläfrigkeit. Sie waren im übrigen grob und fest, eckig standen die Backenknochen heraus; die bleiche Haut an ihnen war eingefallen. Nase und Kinn zeigten den breiten, bäuerischen Schnitt, die Augen saßen tief und waren von einem dunkeln, unbestimmten Schein; sie hatten einen Blick, der nichts verriet, noch in sich lesen ließ, wie offene, helle Augen gerader Menschen. Helle Brauen überwölbten sie, und eine schöne, kühne Stirn reichte weit unter den blonden Haarwust.

Als Flori sich nach Bedürfnis gereckt und gedehnt hatte, zog er sich die Hose zurecht, stieß einen grunzenden Ton des Behagens aus und warf sich, wie er vordem eine gute Weile gelegen hatte, lang ins Gras, nestelte den Kopf in das Grünzeug an dem Fuß einer mächtigen Tanne und starrte durch deren Krone nach dem sich mehr und mehr verdüsternden Himmel. Eine lastende Schwüle senkte sich über den See. Hinter dem „stillen Horn", dem Bergkoloß, der im Westen über dem Walde, gleich weißem Haupte über dunkler Krause, stand, ging ein fernes Murren; Flori wandte lässig den Kopf und spähte hinüber. Weißes Gewölk schob sich hinter dem fahlen Schneeberge herauf, rauchsäulenartig; schwarzes wirbelte dazwischen, und in dem Qualme ging zuweilen ein rotes Aufflammen, ein Blitzzucken.

„Ein Wetter!" murrte Flori. Dann erhob er sich, strich sich die wirren, blonden Haare aus der heißen Stirn und machte sich nach dem Walde auf die Beine. Ein schmaler Fußweg führte durch das schweigende Gestämme und senkte sich jäh talwärts. Zur Linken und Rechten leuchtete das Hellgrün des Farnkrautes neben dem Schwarzgrau unzähliger Granitblöcke; der Wald wurzelte in einer Trümmerhalde.

Es war die Zeit der Erdbeerreife; hellrot schimmerten die Früchte da und dort unter dem Kurzholz. An einer Stelle, wo sie üppig standen, hockten zwei Mädchen und füllten ihre Körbe zu, in denen sich schon eine ansehnliche Sammelernte fand.

„Es kommt ein Wetter, he!" schrie Flori sie an, dessen Nahen sie nicht gehört hatten. Die beiden schreckten zusammen.

„Bist ein rechter Nol,*) einen so zu erschrecken!" fuhr die siebzehnjährige Leni auf, des Färniger Dorfvogts blondhaariges Mädchen, und ihre dunkeln Augen, die sonst einen feuchten, unendlich heimeligen Glanz hatten, blitzten den Burschen in jäh aufglühendem Zorn an.

Der pflanzte sich breit am Wege auf.

„Ist das der ganze Dank, daß ich euch vor dem Naßwerden behüte?" Sein Blick glitt wohlgefällig und langsam über die schlanke Gestalt Lenis.

An der staunten die Färniger Buben schon längst herum, obwohl ihre Glieder sich spät aus kindlicher Eckigkeit zu etwelcher Wohlgeformtheit rundeten, weil eben talauf und -ab kein Mädchen solch ein liebes Gesichtlein zu eigen hatte. „Es wäre wie ein aus Elfenbein geschnittenes Muttergottesbild," meinten die einen und hatten recht, denn die Färbung war die des Elfenbeins, und die Züge waren fein und ebenmäßig, wie von Künstlerhand geschnitzt. Andere aber sagten, der Leni Gesicht sei wie die Sonne. Es würde einem wohl und warm ums Herz, wenn sie einen anschaue, und auch diese hatten so unrecht nicht.

„Nun, kommt Ihr nicht heim?" drängte Flori weiter, als Leni in kindlichem Schmollen ihm den Rücken zuwendete.

Ein abermaliges Grollen im Westen, dem ein Knattern und Krachen folgte, verlieh seinen Worten Nachdruck.

Das zweite der Mädchen, ein rundes, hübsches Ding im Alter der Leni, erhob erschreckt den von braunen Zöpfen umwundenen Kopf und murmelte halblaut: „Ich gehe, du! Es ist gefährlich im Walde, wenn's wettert."

„Bah, wir kommen noch lange heim," meinte Leni.

Aber die Loise des Schäfliwirts war ein Hasenherz. Ihre roten Lippen bebten in schlecht verhaltener Angst, als sie den Flori fragte: „Meinst, wir mögen noch heim, du?"

Der zuckte mit den Achseln. „Das Wetter kommt vom „Stillen Horn" herüber, ein Spaß wirds nicht. Wenn du aber läufst, was du magst, kommst du schon noch aus dem Wald, oder wenn du Angst hast, komm her, ich trage dich!"

Er griff nach dem Mädchen. Dem aber stieg das Rot heiß in die Wangen, es wand sich los, griff seinen Korb auf und stob wie der Wind über den Holperweg hinab.

„Da hast eine tapfere Kameradin!" höhnte Flori.

Die Leni packte langsam auf und sagte kein Wort. Als sie sich zum Hinabsteigen anschickte, stand Flori ihr breitschulterig im Wege, aber sein Gesicht zeigte eine sonderbare Demut.

„Wir wollen zusammen gehen," sagte er leise drängend, „es gibt ein böses Wetter, und was täte ein Mädchen wie du allein im Wald, wenn's einschlüge?"

Sie duldete es schweigend, daß er an ihrer Seite niederstieg. Schon im nächsten Augenblick war sie froh, ihn nahe zu haben. Ein Windstoß war über die Wipfel hingegangen, und durch den hängenden Wald hatte ein einziges, langgezogenes Gieren und Aechzen geklungen. Nun kamen sie an eine schmale Lichtung und sahen den Himmel nachtschwarz und nah, als senkte er sich auf das ragende Gehölz. Und als sie abermals im Dunkel des Waldes schritten, brach jäh eine flammende Helle über sie. Feuer und Funken sprühten, und ein ohrenbetäubendes Knacken und Brechen, Splittern und Prasseln folgte.

„Jesus Maria!" hatte das Mädchen geschrieen, aber der Blitzschlag hatte den Schrei übertönt. Dennoch fühlte Flori, wie der Schrecken sie ohnmächtig machte. Ihre Hand hatte seine derben Finger gefunden und umklammert. Der Erdbeerkorb war ihrer Linken entglitten und jagte, seine Früchte verstreuend, in Sprüngen den Weg voraus.

„Hab keine Angst!" mahnte Flori und legte den Arm um des Mädchens zitternden Leib. Es ging eine Wendung mit dem lässigen Gesellen vor. Wie ein Ruck war es durch seine Glieder gefahren, sein Kopf schnellte in den Nacken, in seinen Blicken erwachte ein ungestümes Feuer, wie es denen eigen ist, die mit heißer Freude an ein schweres Tagewerk oder ein großes Wagnis gehen. Als Leni zu ihm aufsah, kam er ihr ganz fremd vor, aber ein wunderbares Zutrauen zu dem Zerlumpten überkam sie. Sie ließ sich den Druck seines Armes gefallen, mit dem er sie mehr trug als führte,

*) Läppischer Mensch.

und stieg furchtlos der roten Helle entgegen, die sich zu ihren Füßen auftat. Ein brennender Baum lag quer über den Weg, den sie zu gehen hatten. Die Flammen leckten an den nächsten Tannen empor, und eine um weniges tiefer stehende Föhre loderte gleich einer Säule gen Himmel. Der Wind trieb weißen Qualm talwärts, und plötzlich losbrechender Regen stürzte in Gießbächen über den Brand. Das Gewitter erreichte seinen Höhepunkt. Schlag auf Schlag ging über dem Walde, und das Grollen der Donner war wie ein einziger Schlachtenlärm.

Flori blieb stehen.

„Hier kommen wir nicht durch!" sagte er; dann wurde sein Antlitz plötzlich fahl.

Leni sah es und stammelte mit blutlosen Lippen: „Ist Gefahr, Bub?"

„Der Wind schlägt um, das Feuer umläuft uns!" knirschte er zwischen den Zähnen. Dann riß er das Mädchen blitzschnell empor und kletterte, als trüge er keine Last, zur Rechten des Weges in das Gestein. Es war eine halsbrecherische Fahrt. Flammenknistern, Krachen stürzender Tannen und das Geknatter der Gewitterschüsse waren ihnen Geleitmusik. Flori schwang sich von Felsblock zu Felsblock, stieg in die Schrunden und Löcher der Waldschluchten und fiel nicht. Aber etwas andres machte ihn ängstlich. Der Rauch wurde dichter und dichter und drohte sie zu ersticken.

„Hast dein Sacktuch?" keuchte er. Und als das Mädchen nickend bejahte: „Halt es vor Nase und Mund!" Dann stürmte und strauchelte er weiter. Plötzlich wurde die Luft freier. Die weißen Rauchschwaden zwischen den Stämmen wurden durchsichtiger. Nun sahen sie deutlich einen Ausgang aus dem Walde. Das Tosen eines Wildbachs klang aus der Tiefe, weit zur Linken wurde der Saumweg sichtbar, der gen Färnigen hinunterführte. An einem mächtigen Felsblock, den die letzten Tannen beschatteten, und der Schutz wider den noch immer niederströmenden Regen gewährte, hielt Flori an. Er hielt das Mädchen noch in den Armen, als habe er seiner vergessen und tat einen langen Blick nach rückwärts. Das Getöse des Waldbrandes drang gedämpft herab, und aus dem weißgrauen Dunst, der gleich einer Mauer zwischen den Bäumen lagerte, blitzte nur zuweilen das Züngeln einer roten Flamme auf. Da erst übermannte den Burschen plötzlich das Bewußtsein, welcher Gefahr sie entronnen waren. Wider Willen zuckten ihm die Lippen, jede Muskel seines Gesichtes bebte, und seine Augen füllten sich; aber ein wilder Zorn über die eigne Schwäche ließ ihn die Zähne zusammenbeißen; seine Brauen zogen sich zusammen, dann hatte er die Wallung bezwungen. Dennoch hatte Leni seinen stockenden Seufzer gehört, und es geschah etwas Seltsames. Das große, spröde Mädchen legte die Arme fest um seinen Hals, näherte den feinen Mund seinen aufgeworfenen Lippen und küßte ihn, fest und bewußt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berner Bahnhoffrage.

Kopfbahnhof oder Durchgangsbahnhof? — Von Dr. E. T.

(Schluß.)

Wenn man nicht jetzt, wo das Areal des Burgerspitals noch zu haben ist, an eine grundsätzliche und weitblickende Lösung der Bahnhoffrage herangeht, so wird unfehlbar die Zeit kommen — und die dürfte kaum 20 bis 30 Jahre auf sich warten lassen! — wo der jetzige, in geradezu glänzend zentraler Lage befindliche Hauptbahnhof als solcher verlassen, d. h. zu einem Filialbahnhof degradiert werden muß. Der neue Hauptbahnhof würde dann wohl draußen auf dem Wankdorffeld erstehen, und die Bundesstadt könnte es dann erleben, daß sie auf eigenem Grund und Boden — abgefahren würde. Man glaube nur ja nicht, daß die Lötschbergzüge in einen Bahnhof, d. h. den jetzigen, einfahren werden, der den elementarsten betriebstechnischen Anforderungen an schnelle Verkehrsabwicklung nicht zu genügen vermag.

Wenn man an eine grundsätzliche Lösung des Bahnhofproblems denkt, die nicht nur im Interesse der Schweizerischen Bundesbahnen, sondern auch der Stadt Bern liegen soll, so wird man nicht wohl einen andern Ausweg finden, als den jetzigen Durchgangsbahnhof in einen Kopfbahnhof mit Geleiseorientierung nach Westen umzuwandeln. Dann aber wäre das jetzige Bahnhofareal mit Einschluß des Burgerspitals und des Terrains nördlich einer Linie, die von der Mitte des Gepäckraumes oder der nordöstlichen Ecke des Burgerspital-Hauptgebäudes nach dem Gaswerk an der Schanzenstraße (Südseite) führt, dazu wie prädestiniert. Die Hauptfassade des neuen Kopfbahnhofs müßte dann nach meinem Dafürhalten etwa in der mittlern Längsaxe des jetzigen Aufnahmegebäudes liegen, was eine sehr wünschbare Vergrößerung des Bahnhofplatzes mit sich brächte, sehr wünschbar namentlich mit Rücksicht auf die Einfahrt der Zollikofen-Bern-Bahn und den Solothurn-Bern-Bahn. Auch eine Verbreiterung des Bubenbergplatzes wäre mit Rücksicht auf die Zukunft wünschbar, da hier dereinst jedenfalls Schmalspurbahnen von Westen und Nordwesten (von Bümpliz oder der Halenbrücke her) einmünden werden.

Eine derartige Lösung der Bahnhoffrage hätte allerdings nicht nur den Ankauf des Burgerspitals zur Voraussetzung, sondern es müßten für die nächsten 20—30 Jahre entweder auch das Gaswerk und das gegenüberliegende oberste Gebäude an der Schanzenbrücke (Photographie Fuß) abgebrochen werden, oder aber man müßte nördlich der Schanzenbrücke 50 bis 60 Meter Terrain für die Perron- und Geleiseanlagen des Kopfbahnhofs zu gewinnen suchen. Die Schanzenbrücke könnte sehr wohl abgebrochen resp. durch eine Passarelle ersetzt und die Schanzenstraße nach Osten umgebogen und an der großen Schanze herunter auf den neuen oder erweiterten Bahnhofplatz geführt werden. Dagegen hätte wohl die Länggasse nicht viel einzuwenden, da die Verbindung mit der Altstadt via Bahnhofplatz nicht länger oder umständlicher wäre, als die Verbindung via Bubenbergplatz.

Auf solche Weise ließe sich eine Kopfperronanlage erstellen, die an ihrer Basis 140—150 Meter und in der Gegend der jetzigen Schanzenbrücke 100—110 Meter breit wäre. Damit wäre zweifellos nicht nur für 10 Jahre, sondern sicherlich für 25—30 Jahre oder noch länger wirksam geholfen; die jetzigen Perronanlagen weisen ja an der breitesten Stelle bloß 75 Meter Breite auf. Später ließe sich dann der Bahnhof ohne besonders große Kosten erweitern, und zwar sowohl nördlich als südlich, nördlich, indem hier die Schanze lange nicht so hoch ist wie an der Breitenaxe der jetzigen Perronanlage, südlich, indem hier die beiden Besitzungen an der Bogenschützenstraße expropriiert und samt dieser Straße in Perron- und Geleiseanlagen umgewandelt werden könnten. Die Häuserreihe am Bubenbergplatz dagegen würden kaum je abgebrochen